



Der Bestseller aus

Norwegen

THOMAS
ENGER
TÖDLICH

THRILLER

blanvalet

Buch

Was geschah an dem Tag, als der kleine Jonas bei einem Wohnungsbrand ums Leben kam? Wie ein Fluch verfolgt diese Frage den Reporter Henning Juul – bis er der Antwort so nahe kommt, dass er auf offener Straße von Auftragskillern angeschossen wird. Wer sind die Männer? Welche Verbindung haben sie zu dem lange zurückliegenden Mord an einer alten Frau, bei dem die Ermittlung ins Stocken geriet? Und warum taucht der Name von Henning Juuls Schwester in den Akten von einst auf? Henning Juuls eigenes Leben steht auf Messers Schneide, als er seinen persönlichsten Fall löst ...

Autor

Thomas Enger, Jahrgang 1973, studierte Publizistik, Sport und Geschichte und arbeitete in einer Online-Redaktion. Nebenbei war er an verschiedenen Musical-Produktionen beteiligt. Sein Thrillerdebüt *Sterblich* war hierzulande wie auch international ein sensationeller Erfolg, gefolgt von vier weiteren Fällen des Ermittlers Henning Juul. Er lebt zusammen mit seiner Frau und zwei Kindern in Oslo.

Thomas Enger

Tödlich

Thriller

Aus dem Norwegischen
von Günther Frauenlob
und Maike Dörries

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Banesår« bei Gyldendal Norsk Forlag, Oslo.

This publication of this translation has been made possible
through the financial support of NORLA,
Norwegian Literature Abroad.



Copyright der Originalausgabe © 2015 by Thomas Enger
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017
by Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkterstr. 28, 81673 München
Redaktion: Leena Flegler
Covergestaltung: www.buerosued.de
Covermotiv: www.buerosued.de
BL · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-19873-2
V004

www.blanvalet-verlag.de

PROLOG

Der Leichnam vor Henning Juuls Füßen steckte in zwei schwarzen Müllsäcken, die von oben und unten über den Körper gestreift und in der Mitte mit silbergrauem Panzerband zusammengeklebt worden waren.

Henning versuchte, nicht an den Menschen zu denken, der darin steckte. Stattdessen hob er den Blick und sah über den See. Langsam und gespenstisch trieb Nebel über das dunkle Wasser auf ihn zu. Er hörte nur das Plätschern – die Tropfen, die aufs Wasser fielen, sobald der Mann die Ruder aus dem Wasser hob und nach vorn führte. Der herbe, moorige Geruch weckte in ihm die Vorstellung von etwas Grobem, Altem, das der See verschluckt, aber nicht richtig verdaut hatte. Henning mochte das Wasser, nicht aber diese kleinen, moorigen Seen. Was unter der dunklen Wasseroberfläche verborgen lag, mochte er sich nicht mal vorstellen. Bald würde auch er selbst für immer in dem Wasser liegen.

Henning versuchte, sich mit dem Gedanken zu versöhnen, mit seinem Schicksal. Vielleicht war dies alles ja gar nicht länger wichtig. Er hatte die Antworten bekommen, nach denen er so lange gesucht hatte, und keine davon hatte ihm Jonas zurückgebracht. Was jetzt für ihn noch von Bedeutung war, lag in der Vergangenheit. Die Jahre als Vater. Die Jahre, in denen er Nora hatte lieben dürfen. Die Jahre, in denen sie ihn geliebt hatte.

Das Boot glitt langsam über das stille Wasser. Henning betrachtete den Mann, der vor ihm saß, dessen kurzes, zerzaustes Haar, das

Muskelspiel seiner Arme. Durim Redzepi war lange auf der Jagd nach ihm gewesen und würde endlich seinen Auftrag erfüllen.

Er drehte sich um. Durch den Nebel war der an den Baum gefesselte Mann kaum noch zu erkennen. Was auch geschehen wird, ermahnte sich Henning, tritt anständig ab. Leise. Würdevoll. Zeig diesem Mann nicht deine Angst.

Redzepi machte mit einem Ruder ein paar Züge, während er das andere hochhielt, sodass das Boot sich zu drehen begann. Gleich darauf lag es wieder still auf der Oberfläche. Wasser gluckerte leise an die Bootswand. Dann holte Redzepi die Riemen ein und beugte sich über die Leiche. Hob sie an, als würde sie nichts wiegen, und warf sie über Bord.

Mit einem dicken rostroten Tau hatte er ein schweres Gewicht an dem Toten befestigt. Das Gewicht warf er als Letztes hinaus, und augenblicklich verschwand das schwarze Bündel in der Tiefe.

Redzepi verzog bei alledem keine Miene. Stattdessen nahm er das Seil, das vor seinen Füßen lag, und machte sich daran, eine Schlinge zu kneten. Er lehnte sich nach hinten, griff sich einen grauen Betonklotz, der unter der Persenning gelegen hatte, und setzte ihn vor sich ab. Ein dicker blauer Handgriff war in den Beton eingelassen. Redzepi führte die Schlinge durch den Griff, fädelt das Seil hindurch und befestigte es an Hennings rechtem Knöchel.

Er fragte sich, ob er versuchen sollte, Widerstand zu leisten, aber wie sollte er das anstellen? Seine Schulter schmerzte noch immer, und der Mann vor ihm war mit einem Messer und einer Pistole bewaffnet.

Redzepi hob den Betonklotz übers Wasser und ließ ihn fallen. Das dumpfe Platschen durchbrach die Stille, die sich über den See gelegt hatte. Als würde es von starken Händen nach unten gezogen, verschwand das Tau in der Tiefe. Dann stellte Redzepi einen Fuß auf das Seil und stand auf.

»Jetzt sind Sie dran«, sagte er.

Henning versuchte aufzustehen, doch seine Beine wollten ihm nicht mehr gehorchen. Er spürte weder seine Füße noch den Hosenstoff an seinen Beinen.

»Los jetzt, so viel Zeit hab ich nicht.«

Redzepi zückte die Pistole und richtete sie auf ihn. Zuckte mit dem Lauf nach oben, damit Henning endlich aufstand. Henning nickte und stemmte sich hoch. Diesmal gelang es ihm, doch unter der plötzlichen Gewichtsverlagerung schwankte das Boot. Er machte einen Schritt zur Seite, um sein Gleichgewicht wiederzuerlangen, holte noch einmal tief Luft und hob den Blick.

Es war kaum noch etwas zu erkennen. Der Nebel lag jetzt über dem gesamten See. Bis zum Ufer waren es bestimmt dreißig Meter.

Er neigte den Kopf zur Seite, glaubte, etwas gehört zu haben. Aber da war nichts. Kein Motorengeräusch, das sich näherte. Keine knackenden Zweige. Kein Ruf, der einen anderen Ausgang als den unausweichlichen einforderte.

Henning stellte einen Fuß auf den Bootsrand, und das Boot neigte sich leicht zur Seite.

Das Wasser sah ölig aus, zähflüssig, schwarz, kalt. Das Seil verlief wie eine Angelschnur, an der ein dicker Fang hing, straff nach unten.

Dann stieß er sich ab.

Er hielt die Luft an und spürte, wie das Wasser durch seine Kleidung drang. Es war beißend kalt. Er begann, mit den Beinen zu treten und sich gegen den Zug nach unten zu wehren. Er mobilisierte alle Kräfte, trat und strampelte wild um sich, und irgendwie schaffte er es, nicht weiter hinabzusinken und sich mit dem Arm, den er noch bewegen konnte, Zentimeter für Zentimeter wieder nach oben zu kämpfen. Keuchend brach er durch die Wasseroberfläche.

Er blinzelte, prustete, versuchte, sich zu orientieren, während er weiter mit den Beinen und dem gesunden Arm arbeitete. Trotzdem war er überzeugt davon, dass es ihm nicht gelingen würde, dem

Gewicht des Betonklotzes, der ihn nach unten zog, irgendetwas entgegenzusetzen.

Henning reckte den Hals, versuchte zu atmen und sah, wie Redzepi die Waffe hob und sich bereitmachte zu schießen. Hier brauchte dieser Mann sich keine Sorgen mehr um Blutflecke zu machen. Henning blieben vielleicht noch ein, zwei Sekunden, ehe er die Mündungsflamme sähe und sein Schädel explodierte.

Er dachte an Noras Lächeln, an ihr hübsches Gesicht, den Glanz ihrer kurz geschnittenen Haare, an die Stimme, bei deren Klang es in seinem ganzen Körper kribbelte, an die Wärme ihrer schlanken Hände.

Er dachte an Iver und an Trine und daran, wie sie am Strand bei der Hütte in Stavern miteinander im Wasser gespielt hatten, wer länger die Luft anhalten konnte. Er hörte auf zu strampeln und spürte, wie das Wasser über ihm zusammenschlug.

Er wusste, dass ihm kein Rekord der Welt helfen würde, dass nichts und niemand ihm mehr Beistand würde leisten können und er nur noch die Wahl hatte, nach seiner eigenen Vorstellung zu sterben.

Er schloss die Augen und ließ sich langsam hinab in das kalte schwarze Wasser sinken.

1

Januar 1996

Ohne den Schnee wäre es überall dunkel gewesen. Die Autos standen dicht an dicht am Straßenrand, dahinter ragten Häuserfronten in die Höhe. Die Straßenlaternen waren ausgestellt worden oder kaputt.

Wäre diese Straße nicht seit mehr als fünfzig Jahren ihr Zuhause gewesen, hätte Bodil Svenkerud es vielleicht mit der Angst zu tun bekommen – nach Einbruch der Dunkelheit geschah so einiges auf Oslos Straßen.

Aber nicht in der Eckersbergs gate.

Hier hatte sie noch nie vor etwas Angst gehabt. Trotzdem wollte sie schleunigst nach Hause, um sich einen warmen Tee zu machen. Es war ein langer Tag gewesen.

Svenkerud bahnte sich einen Weg durch den weichen Schnee. Es war eine Schande, dass die Straße und die Bürgersteige nicht häufiger und schneller geräumt wurden. Sie hatte fast den Eindruck, als kämen sie zu ihnen in die Straße immer erst zuallerletzt.

Sie blieb stehen, sah eine Lücke zwischen zwei geparkten Wagen, blickte kurz nach links und rechts und trat auf die Straße. Aus einiger Entfernung näherte sich ein Auto, war aber noch ein ganzes Stück entfernt. Genug Zeit, dachte sie und stapfte in die Spur der Handvoll Autos, die hier zuvor entlangefahren waren. Obwohl der Boden eisig war, kam sie in der Fahrspur deutlich besser voran.

Svenkerud schlug den Pelzkragen ihrer Jacke hoch und sah hinauf zu

dem Haus, in dem sie jetzt schon so lange wohnte. Dort hatten sie 1957 ihre Hochzeit gefeiert – etwas anderes hatten sie sich gar nicht leisten können. Dort hatte sie ihre Kinder zur Welt gebracht, von der Geburt ihrer Enkel erfahren, während das restliche Leben wie eine Lokomotive in voller Fahrt weitergerast war. Dort hatte sich der Krebs in ihren Olav Sebastian geschlichen und ihn zu einem Schatten seiner selbst werden lassen. Was war er nur für ein fantastischer Mann gewesen – engagiert in der Lokalpolitik, sportlich. Noch mit siebzig war er dreimal in der Woche acht Kilometer gejoggt. Und wie gern er sonntags in den Frognerpark gegangen war – am liebsten mit dem kleinen Sofus vor sich im Kinderwagen. Bis er sich dort in diesem Haus dann an einem schönen Spätsommertag 1992 für immer verabschiedet hatte.

Hinter ein paar Fenstern brannte Licht. Dort schienen die Bauarbeiten schon begonnen zu haben. Trotzdem – sie würde sich nicht erpressen lassen. Sie würden sie nicht aus diesem Haus bekommen – für kein Geld der Welt.

Das hatte sie auch der jungen Sachbearbeiterin im Rathaus gesagt, die erst keine Zeit für sie gehabt hatte, dann aber gegen Ende ihres Arbeitstags doch noch eine Viertelstunde erübrigen konnte. Die hübsche junge Frau mit den dunklen Haaren – wie hatte sie noch mal geheißen? – hatte ihr versprochen, ihren Fall gleich am nächsten Morgen zur Sprache zu bringen. Damit sollte die Sache dann auch erledigt sein. Die Frechheit mancher Menschen kannte wirklich keine Grenzen.

Svenkerud beschleunigte ihre Schritte, holte ein wenig mit den Armen Schwung. Ihr wurde warm, und ihre Brille beschlug. Die Kreuzung vor ihr war keine dreißig Meter mehr entfernt.

Sie drehte sich um. Das Auto war ein gutes Stück näher gekommen. Svenkerud versuchte, schneller zu gehen und sich kräftiger abzustoßen, doch der Schnee war so locker und weich, dass sie kaum Halt fand. Sie

rutschte weg, konnte sich dann aber doch wieder auf den Beinen halten.

Sie drehte sich noch einmal um. Das Auto schien schneller geworden zu sein. Der Fahrer musste sie doch gesehen haben – so viele Reflektoren, wie sie sich an die Jacke gehängt hatte?

Sie versuchte, ihm ein Zeichen zu geben, aber der Fahrer bremste nicht, eher im Gegenteil. Im selben Moment begriff Bodil Svenkerud, dass er sie überfahren würde.

Sie unternahm einen letzten Versuch, zur Seite zu springen, doch das Eis lag glatt und verräterisch unter ihren Winterschuhen und hielt sie regelrecht fest – bis der Wagen sie seitlich erfasste und über die Motorhaube schleuderte. Mit dem Rücken zur Windschutzscheibe wurde sie in Richtung Dach hinaufgedrückt, wo sie für einen Moment liegen zu bleiben schien, ehe die Spikes an den Reifen sich ins Eis bohrten, Bodil nach vorn schleuderte, erneut auf der Motorhaube landete und von dort auf die Straße stürzte, wo sie mit dem Gesicht im weichen Schnee liegen blieb.

Sie konnte sich nicht mehr bewegen, hatte seltsamerweise aber keine Schmerzen, als wäre sie am ganzen Körper betäubt. Sie blutete aus einem Cut in der Stirn, und eine Gesichtshälfte fühlte sich ganz plötzlich feucht und warm an. Bei dem Unfall musste auch ihr Hörgerät kaputtgegangen sein. Es piff laut und schrill.

Irgendwann gelang es ihr, sich im Schnee hochzustemmen. Sie spürte die eisige Nässe durch Hosenstoff und Strumpfhose. Sie hob den Blick, rückte die Brille zurecht, drehte sich zur Seite und blinzelte in Richtung des Autos. Der Motor lief noch, und im Licht der Scheinwerfer tanzten Schneeflocken.

Warum stieg der Fahrer denn nicht aus, um ihr zu helfen?

Dann setzte der Wagen ein paar Meter zurück, bevor er wieder auf sie zufuhr. Sie war wie gelähmt, wusste, dass sie es nicht schaffen würde, selbst wenn die Spikes auf dem Eis durchdrehten. Es würde ihr

auch nichts nützen, um Hilfe zu rufen. Sie wappnete sich gegen den Schmerz, und als er kam, war er gewaltig, überwältigend. Der Wagen schob sie ein Stück vor sich her, bis sie an der Bordsteinkante liegen blieb.

Schnee fiel auf ihre glühend heißen Wangen. Die Brillengläser waren kaputtgegangen, und sie sah so gut wie nichts. Zum Glück hatte das Pfeifen in ihrem Ohr aufgehört, und als die Stille kam, war ihr mit einem Mal alles vollkommen klar.

Endlich verstand sie, worum es hier ging.

Es gab keinen Zweifel mehr.

Sie hoffte nur, dass die nette, hilfsbereite junge Frau im Rathaus – wie hatte sie noch mal geheißt? – es ebenfalls verstand. Dass sie hiervon erfuhr und sie eins und eins zusammenzählte und dann irgendetwas unternahm.

Trine, dachte Svenkerud noch, als der Wagen erneut auf sie zurollte.

Trine hatte die Frau im Rathaus geheißt.

Trine Juul.

2

Oktober 2009

Die weißen Gardinen filterten das Tageslicht. Die Frau neben Charlie Høisæther drehte sich zur Seite und atmete tief durch die Nase ein.

»Schon wach?«, murmelte sie verschlafen und drückte das Gesicht ins Kissen.

»Mhm«, antwortete er.

Das Licht färbte ihre Wangen weiß, als sie die Knie anzog, eine warme Hand unter der dünnen Decke hervorschob und nach Charlies weichem Bauch tastete.

»Du wirst immer so früh wach«, murmelte sie.

»Mhm. Schlaf einfach weiter.«

Die Gardinen vor dem offenen Fenster bauschten sich in der steten Atlantikbrise. Sechzehn Etagen tiefer rauschte der Verkehr vorbei, verströmte ein Gefühl permanenter Betriebsamkeit. Isabel schlug die dunkelbraunen Augen auf. Charlie spürte ihren inzwischen etwas wacheren Blick auf sich.

»Du hast unruhig geschlafen heute Nacht«, sagte sie. »Hast du schlecht geträumt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Was war denn dann?«

»Nichts. Schlaf einfach weiter, Isabel.«

In Wahrheit hatte er so gut wie gar nicht geschlafen. Zurzeit passierte einfach viel zu viel. Tores Tod – und dann dieser Journalist,

der ständig anrief und irgendwelche Nachrichten hinterließ. *Ich würde gern mit Ihnen über Tore Pulli reden. Ich würde gern einen Telefontermin mit Ihnen vereinbaren. Könnten wir vielleicht ein, zwei Worte über Rasmus Bjelland wechseln?*

Nein, konnten sie nicht.

Bloß nicht.

Und dann war da auch noch die Halle, die sie bauen wollten, wenn sie nur endlich den passenden Bauplatz fänden.

»Jetzt bin ich aber wach«, sagte Isabel und streckte die Hand weiter aus. »Und ich finde, das solltest du wiedergutmachen.«

Sie drückte ihm die Hand fest auf den Bauch, direkt über dem Nabel, dann glitt sie tiefer, und er wandte sich ab. Isabel zog die Hand wieder zurück, drehte sich auf den Bauch und schob beide Hände unters Kinn.

»Kaputt?«, fragte sie mitfühlend.

»Bloß müde«, erwiderte Charlie und war dankbar, dass sie kein Drama daraus machte. Dann schob sie ihre Hand erneut unter die Decke, diesmal über seine Brust, streifte durch sein Brusthaar hinauf zu Hals und Kinn, zupfte an seinem Bart und strich neugierig an seiner Narbe entlang.

»Nicht«, sagte er und zog den Kopf weg.

»Entschuldige.«

Er schlug die Decke zur Seite und setzte die Füße auf die nackten, kalten Bodenfliesen, stand auf und trat ans Fenster. Er neigte den Kopf zur linken Schulter, dann zur rechten. Es knackte.

»Entschuldige«, wiederholte sie.

»Schon okay. Schlaf weiter.«

Er zündete sich eine Zigarette an und trat hinaus auf die Dachterrasse. Über ihm blauer Himmel. Die Fliesen hatten sich schon in der Sonne aufgeheizt und brannten unter seinen Füßen. Er lehnte sich ans Geländer. Die kurzen nächtlichen Regenschauer waren längst

verdunstet. Der Geruch von Teer und Müll wehte aus der engen Gasse zu ihm herauf.

Charlie zog an der Zigarette und blickte hinaus auf das silbrig glitzernde Meer, das glatt wie ein Spiegel vor ihm lag. Bald würden sich die breiten, schönen Strände füllen, auf denen die Jungs aus dem Ort kicken und davon träumten, ein neuer Neymar oder Pelé zu werden. Andere kauften eisgekühlte Kokosnüsse, Schokolade und Zigaretten und dösten in der Sonne, bis die wieder hinter dem Horizont verschwand.

Das war Natal.

Die Sonnenstadt.

Mit einer Durchschnittstemperatur von 28 Grad und 300 Sonnentagen im Jahr. Die Stadt, die ursprünglich Indios und französische Piraten beherbergt und die er selbst in Teilen mit aufgebaut hatte – zumindest in den Teilen, für die sonnenhungrige Norweger bezahlt hatten.

Es war ein Abenteuer gewesen – schön, aber riskant. Sie hatten hoch gepokert, besonders in den letzten Jahren. Einige waren im Knast gelandet. Andere hatten mit ihrem Leben bezahlt, sodass der Rest von ihnen jetzt wieder dort war, wo sie Ende der Neunziger begonnen hatten. Genau wie Tore es gewollt hatte.

Charlie sah hinüber zu der angrenzenden Terrasse. Die Wohnung stand leer. Ein paar Blätter waren bis hinauf in den sechzehnten Stock hochgeweht. Er würde daran denken müssen, vor der nächsten Besichtigung jemanden zum Putzen vorbeizuschicken. Es versetzte ihm immer einen leichten Stich und bescherte ihm ein schlechtes Gewissen, wenn er daran dachte, dass Tore und er Nachbarn hätten sein können, dass sie mit einem kalten Bier in der Hand an der schulterhohen Trennwand stehen und den Blick übers Meer hätten schweifen lassen können, während sie sich an die gute alte Zeit erinnerten, als ihre Konten angefangen hatten, sich zu füllen, und sie so gut wie jeden Tag

etwas gefeiert hatten.

Aber es war einfach zu viel Porzellan zerschlagen worden. Sie beide hatten Dinge gesagt und getan, die nicht mehr rückgängig zu machen waren. Trotzdem hätte Tore die Wohnung kriegen sollen. Alles in allem hätte er es verdient gehabt.

Charlie hob die Hand ans Kinn und tastete über die Narbe, die Tore ihm verpasst hatte. Dann schaute er hinab auf die Straße und zog wieder an seiner Zigarette. Ein Mann joggte vorbei. Sein nackter Oberkörper glänzte in der Morgensonne. In die Jahre gekommene Autos, sand- und rostfleckig, rasten vorüber.

Charlies Blick blieb an einem dunklen Audi hängen, der im Schatten einer Palme parkte. Das Auto hatte die letzten Tage immer an exakt derselben Stelle gestanden, Morgen für Morgen. Vom Balkon aus war unmöglich zu erkennen, ob jemand darin saß. Doch jedes Mal, wenn er nach unten gegangen war und seinen Tag in Angriff genommen hatte, war der Wagen wieder weg gewesen. Freddy sollte das mal überprüfen.

Charlie drückte die Kippe an der Wand aus, schnippte sie übers Geländer und sah sie langsam abwärtsstrudeln, bis sie von einem Windstoß erfasst und auf eine andere Terrasse geweht wurde. Er kehrte zurück in seine 187 Quadratmeter große Wohnung mit den nackten Wänden – ebenso nackt wie die Frau in seinem Bett, die sich jetzt auf einen Ellenbogen hochstemmte. Ihr Bauch und ihre schlanken Hüften waren unter der Decke verborgen.

»Hi«, sagte sie und schob sich eine schwarze, gelockte Haarsträhne aus der Stirn.

»Hi«, sagte er.

Charlie schlüpfte in Shorts und Flipflops.

»Ist irgendwas passiert?«, fragte sie.

»Nein, nichts.«

»Sicher? Du wirkst so ... abwesend, so weit weg.«

»Ich mach Kaffee«, sagte er. »Willst du auch einen?«

Sie schlug die Decke zurück und präsentierte ihm ihren sonnengebräunten Körper. Charlie sah sie nicht mal an, bekam aber auch keine Antwort.

»Ich hätte gern eine Tasse Tee«, rief sie ihm nach, als er schon in der Küche war.

Charlie hatte Isabel in einer Bar an der Praia dos Artistas getroffen. Sie hatte ihm den ganzen Abend verstohlene Blicke zugeworfen, und als sie schließlich auf ihn zugekommen war und ihm in brasilianisch gebrochenem Englisch erzählt hatte, sie sei Tänzerin und würde ihm gern zeigen, was sie draufhabe – »und zwar am liebsten irgendwo anders« –, war er davon ausgegangen, dass sie eine Prostituierte wäre.

Tatsächlich war sie nur auf Jobsuche gewesen, und als sie ihren Namen genannt hatte – Cláudia Isabel Ypiranga –, hatte er sich zu ihr umgedreht und ihren dunklen Teint gemustert, ihre indigenen Züge, den langen, schlanken Körper. Er hatte die Not in ihren Augen gesehen und sich gefragt, in welch ärmlichen Verhältnissen sie ihre knapp fünfundzwanzig Lebensjahre verbracht haben musste. Vor allem aber hatte er die Ähnlichkeit gesehen und mit einem Mal das merkwürdige Bedürfnis verspürt, ihr etwas Gutes zu tun und sie nicht nur als Objekt seiner Lust zu betrachten.

Das war jetzt fünf Monate her.

Inzwischen tanzte sie an sechs Abenden die Woche im Senzuela und kam anschließend zu ihm nach Hause.

Anfangs hatte ihm das gefallen. Er hatte geglaubt, sich in sie verlieben zu können. Bis er sich eines Tages eingestanden hatte, dass sie Mariana niemals würde ersetzen können. Seit einiger Zeit spielte er mit dem Gedanken, das Verhältnis zu beenden, konnte sich aber nicht recht überwinden. Sie gefiel ihm ja. Er fühlte sich wohl in ihrer Nähe, er mochte ihren Körper – solange sie nicht so dumm wäre und schwanger würde. Wahrscheinlich würde sie ihm fehlen, wenn sie nicht mehr da wäre. Außerdem gefiel ihm der Gedanke, dass er sie ... wovor auch

immer ... gerettet hatte. Er hatte nie gefragt, was sie getan hatte, bevor sie sich kennengelernt hatten. Womöglich sollte er das mal tun.

Mit einer Tasse Chai Latte, den sie so gern trank, kehrte er ins Schlafzimmer zurück.

»Danke«, sagte sie mit einem Lächeln. »Du bist süß.«

Wenn du wüsstest, dachte Charlie und zog ein weißes T-Shirt an, das über dem Bauch spannte.

Er spürte ihren Blick über dem Tassenrand.

»Und, was steht heute an?«, fragte sie mit heller, erwartungsvoller Stimme.

Charlie atmete tief ein und stieß die Luft in einem langen Seufzer wieder aus.

»Das Gleiche wie gestern«, antwortete er.

Als er hinaus auf den Bürgersteig trat, war der dunkle Audi weg. Dafür wartete Freddy auf ihn, wie gewohnt in Jeans, T-Shirt und beigefarbenem Leinenblazer. Freddy hieß eigentlich Fred Are, stammte aus Oslo und war lediglich mit seiner schieren Muskelkraft und einer Knarre im Gepäck nach Natal gekommen. Die Leute in der Stadt wussten, dass er auf Charlies Gehaltsliste stand und dass er zu dem Menschenschlag gehörte, mit dem man sich besser nicht anlegte. Was bisher auch nie jemand probiert hatte – nicht zuletzt wegen der Waffe, die er grundsätzlich in einem Schulterholster unter seiner Jacke trug.

»Ich will, dass du einen Mann an der Palme dort drüben postierst«, sagte Charlie. »Auf dem Parkplatz steht jetzt schon drei Nächte in Folge ein schwarzer Audi.«

»Okay, Chef.«

»Finde den Namen des Fahrers heraus und für wen er arbeitet.«

»Okay, Chef.«

Charlie sah sich um. Dann setzte er sich in Freddys Wagen, einen Mercedes CLS Grand Edition, und sie rauschten los. Freddy hielt sich grundsätzlich an kein Tempolimit – das widerstrebte seiner Natur –,

was aber auch nicht weiter problematisch war, weil kein Polizist je auf die Idee käme, sie anzuhalten.

»Wohin?«, fragte er.

»Erst in den Club«, sagte Charlie. »Und dreh eine Extrarunde um den Block, wenn wir dort sind.«

Freddy warf ihm einen flüchtigen Blick zu, sagte aber nichts.

Sie fuhren durch die Stadt, die allmählich erwachte, vorbei an Juans Laden, den gerade ein Kunde mit Obst, einem Baguette und etwas zu trinken verließ. Sie überholten Pepe, den Fischhändler, der auf seinem uralten Moped, das dicke schwarze Qualmwolken ausstieß, auf dem Weg zum Hafen war, um dort den Fang der Nacht abzuholen.

Charlie liebte den Morgen, wenn alles noch leicht verschlafen und die Temperaturen noch erträglich waren. Dies war die einzige Zeit, zu der man in Natal noch etwas erledigen konnte.

In den vergangenen Monaten war Charlie damit beschäftigt gewesen, Gelder für den Bau einer Art Vergnügungshalle zu beschaffen, in der man Rollschuh laufen, bowlen und Minigolf würde spielen können – alles unter einem Dach. Es würde Restaurants und Läden geben – anders als alles, was die Leute aus Natal bislang kannten. Eine Art Erholungs- und Freizeitoase. Diverse Investoren hatten bereits zugesagt, das Projekt zu unterstützen, doch Charlie hatte bis jetzt keinen geeigneten Ort gefunden. Er hatte in den letzten Wochen zwar einige gute Grundstücke aufgetan, aber bislang war keiner der Eigentümer bereit gewesen zu verkaufen.

Er würde auch in Zukunft weiter Wohnkomplexe hochziehen – das lukrativste Business in der Gegend –, aber es würde nicht schaden, noch ein anderes Standbein zu haben.

Nach zehn Minuten hielten sie vor dem Fitnessclub. Freddy stieg zuerst aus und sah sich um. Dann nickte er Charlie zu.

Zwei Frauen Mitte dreißig schlenderten an ihm vorbei. Eine von ihnen drehte sich flüchtig zu Charlie um und raunte ihrer Freundin

etwas zu. Fast schon automatisch folgte er ihr mit dem Blick, musterte ihre Schuhe, Fesseln, Beine, den Po – und war sich nicht ganz sicher, ob sie ihre Fuckability erkaufte hatte oder ob sie angeboren war.

Auf der anderen Straßenseite bewegte sich eine Gardine. Freddy trat hinaus auf die Straße und drückte die Brust raus. Ein Auto, das auf ihn zuraste, bremste ab. Charlie würdigte den Fahrer keines Blickes, ging einfach weiter und betrat das Fitnessstudio, wo er von wummernden Rhythmen, blank geputzten Spiegeln und klirrenden Gewichten empfangen wurde. Er durchquerte den vorderen Bereich, ohne auch nur einen der Trainierenden anzusehen, und steuerte das Büro an – eine acht Quadratmeter kleine Abstellkammer, die dringend renoviert werden musste, worin Charlie aber wenig Sinn sah. Ihm gefiel das Chaos, die herumliegenden Papiere, die Risse in den Wänden – das alles erinnerte ihn an seine erste Zeit in Norwegen, als er ständig Schwierigkeiten gehabt hatte, seine Rechnungen zu bezahlen, bis Høisæther Immobilien endlich auf die Beine gekommen war und er Luft unter die Flügel gekriegt hatte.

Das einzige, das absolute Muss war ein Top-Computer, und mit seiner jüngsten Anschaffung war er wirklich zufrieden – das coolste iMac-Modell, das Apple derzeit auf dem Markt hatte. Charlie gefiel der Kontrast zwischen dem 27-Zoll-Bildschirm und dem abgewrackten Raum.

»Heute Abend um 19.35 Uhr landet ein Flieger aus Amsterdam«, sagte er, als Freddy die Tür hinter sich zugemacht hatte. »Du müsstest einen Passagier für mich abholen.«

Freddy lächelte. Er wusste, dass nicht der Passagier an sich problematisch war oder die Frage, wie man ihn unbemerkt aus dem Flughafen bekäme – sondern das Geld, das an dem Körper klebte.

»Soll ich Hansemann mitnehmen?«

»Nein.«

»Aber er kümmert sich doch sonst immer um die Zollbeamten. Ich

...«

Charlie drehte sich zu Freddy um.

»Für Hansemann hab ich einen anderen Job. Das hier erledigst du allein.«

Freddy zögerte, dann nickte er.

»Sonst noch was, Chef?«

Charlie seufzte.

»Der Audi.«

»Okay. Ich mach mich sofort an die Arbeit.«

Charlie blieb allein im Büro zurück. Er sah auf die Uhr. Vier Uhr morgens in Norwegen. Er starrte auf den immer noch schwarzen Bildschirm, sah sein eigenes Spiegelbild, das helle Haar, die blauen Augen, den Kinnbart.

Genauso hatte er dagesessen, als Mariana erstmals hier aufgetaucht war.

»Hi«, hatte sie gesagt. »Ich heiße Mariana de la Rosa. Sie brauchen eine Assistentin.«

»Ach ja?«

Charlie hatte zu dem Zeitpunkt keine Stelle ausgeschrieben, wie eigentlich nie.

»Doch, brauchen Sie«, hatte sie geantwortet. »Ein kurzer Blick in Ihr Büro reicht, um vier Dinge zu sehen, die Sie umgehend ändern sollten.«

»Aha?«

Er setzte sich auf.

»Erstens: Ihre Termine in dem Buch da.«

Sie zeigte auf den aufgeschlagenen Kalender.

»So ein Ding benutzt heute niemand mehr.«

»Ist das wahr?«

»Ich übertrage Ihnen sämtliche Termine in den PC und Sorge dafür, dass Ihr Mobiltelefon Sie zehn Minuten vor jedem Termin daran

erinnert, wo Sie hinmüssen.«

»Hm.«

»Dann brauchen Sie noch ein Ablagesystem für Quittungen und Rechnungen. Hier fliegt doch alles unsortiert herum. Ich kann das für Sie wieder in Ordnung bringen.«

Zunehmend neugierig betrachtete Charlie die große, schlanke Frau mit den rabenschwarzen Haaren und dem spitzen Kinn – und das nicht nur wegen der braunen Augen und dem verführerischen Charme, sondern vor allem aufgrund ihrer Entschlossenheit und der klaren Meinung, die sie sich auch nicht zu äußern scheute.

»Sie sind einer dieser Männer, die nicht hinter sich aufräumen«, fuhr sie fort.

»Ah ja?«

Sie zeigte auf zwei Kaffeetassen mit schwarzen, angetrockneten Kaffeerändern und einen Teller neben der Computermouse. Zusammengeknüllte Baguetteverpackungen, eine leere Zigarettschachtel. Ein bis zum Rand mit Kippen vollgestopfter Aschenbecher.

»Und ich kann gut aufräumen.«

Ohne ein weiteres Wort starrte sie ihn an.

»Aber zählen können Sie nicht«, erwiderte er nach einer Weile.

»Bitte?«

»Sie haben von *vier* Dingen gesprochen, die Sie ändern würden.«

»Oh.«

An der Stelle lächelte sie zum ersten Mal, und dabei war es, als öffnete sich ihr ganzes Gesicht. Die Frau, die er auf den ersten Blick als kühl und kantig eingeschätzt hatte, zeigte mit einem Mal eine verspielte Seite.

»Ich vergaß – das T-Shirt«, sagte sie und zeigte auf Charlies Bauch.

»Sie sollten ein paar davon auf Lager haben, für den Fall, dass ...«

Sie brach mitten im Satz ab und schlug den Blick nieder.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Das geht mich natürlich überhaupt nichts an ...«

»Wie auch immer«, sagte Charlie. »Sie haben recht. Soßenflecken machen sich nicht sonderlich gut bei einem Kundentermin.«

Sie hob den Blick und lächelte verschämt.

Schon am nächsten Tag fing Mariana de la Rosa bei ihm an, und sie blieb gute drei Jahre. Bis sie sich verliebte. Und ermordet wurde. Und obwohl sich Charlie immer wieder einzureden versuchte, dass nicht er den Sprengstoff an dem Wagen angebracht hatte, den sie hatte fahren wollen, hätte er ahnen müssen, dass so etwas passieren könnte.

Und genau das raubte ihm den Schlaf.

3

Henning Juul starrte auf den Bildschirm. Er war sich sicher, dass das, was er vor sich sah, nicht stimmen konnte. Aber als er Datum und Uhrzeit noch einmal überprüfte, gab es keinen Zweifel mehr. Seine eigene Schwester, Trine, war nur zehn Minuten vor Jonas' Tod direkt vor seinem Haus gewesen.

Sie hatte Durim Redzepi irgendwas überreicht – demselben Mann, der bereits zweimal versucht hatte, Henning umzubringen, und der vermutlich auch den Brand gelegt hatte. Dann war sie wieder weggefahren.

Endlich verstand Henning, warum Veronica Nansen darauf bestanden hatte, dass er sich setzte, ehe er sich durch die 213 Fotos scrollte, die ihr verstorbener Mann, Tore Pulli, in den drei Tagen vor Jonas' Tod geschossen hatte.

Henning blieb die Luft weg, und ihm wurde heiß.

Er lehnte sich zurück und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen.

Was zum Henker hatte Trine mit einem Mann wie Redzepi zu schaffen? Immerhin wurde der Typ in seinem Heimatland wegen Doppelmordes gesucht. Und was hatte sie ihm übergeben?

»Alles in Ordnung?«, fragte Veronica Nansen vorsichtig. »Dumme Frage«, korrigierte sie sich selbst. »Kann ich irgendetwas tun?«

Henning beugte sich vor und nahm einen Schluck Wasser. Das Glas hatte sie ihm gebracht.

»Nein«, antwortete Henning, »ehrlich gesagt ist hier gar nichts in

Ordnung.«

Er warf noch einen Blick auf Trines Bild.

»Und was wollen Sie jetzt machen?«, fragte Veronica und legte ihm die Hand auf die Schulter. Henning wischte sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn.

»Ich weiß es nicht«, antwortete er. Im selben Moment schoss ihm durch den Kopf, dass Trine zurzeit auf den Bahamas war, wo sie sich nach jenem Skandal erholte, der zu ihrem Rücktritt als Justizministerin geführt hatte.

»Ich habe einen Vorschlag«, sagte Veronica und richtete sich gerade auf. »Gehen wir noch mal alles durch, was Sie wissen oder zu wissen glauben. Und all Ihre Fragen.«

Sie klappte den Laptop zu.

»Sie haben das bestimmt schon hundertmal gemacht. Für sich allein – aber jetzt lassen Sie es uns zusammen versuchen. Manches ist leichter zu verstehen, wenn man es nur laut ausspricht und formuliert.«

Henning hatte sich bisher nur zwei anderen Menschen anvertraut: Bjarne Brogeland und Iver Gundersen. Der eine war Polizist, der andere Noras Lebensgefährte und Hennings Kollege in der Redaktion von *123nyheter*. Besonders Iver hatte sich sehr für ihn eingesetzt. In letzter Zeit hatte Henning sogar diverse Nächte auf dessen Sofa zugebracht.

Anfänglich hatte er niemanden in die Angelegenheit mit hineinziehen wollen, aber Veronica hatte in Tores Sachen Hinweise und Spuren gefunden, die Henning weitergeholfen hatten. Und jetzt hatte sie auch noch die Fotos entdeckt, die bewiesen, dass Trine in irgendeiner Weise in das ganze Drama verstrickt war. Überdies hatte sich Veronica als intelligente Gesprächspartnerin erwiesen.

Henning drehte sich ein Stück zur Seite.

»Ich glaube, das Ganze fing mit Rasmus Bjelland an.«

Bjelland hatte jahrelang als Schreiner für Charlie Høisæther

Fosse fort. »Die Journalistin ist bei ihr zu Hause. Das Haus ist unverschlossen. Drinnen reagiert aber niemand auf Rufe. Fahrt hin, überprüft das und entscheidet dann selbst, was zu tun ist.«

Kovic hatte bereits die Jacke angezogen. Fosse lächelte sie einschmeichelnd an, ehe er sich umdrehte, um den nächsten Job zu delegieren. Blix stand mit einem Seufzer auf.

7

Die Polizei hatte sie gebeten zu warten. Emma setzte sich zuerst auf die Treppe, aber es war kein gutes Gefühl, mit dem Rücken zum leeren Haus zu sitzen, weshalb sie auf die schmiedeeiserne Bank neben der Treppe wechselte.

Sie nahm den Laptop aus der Tasche und überprüfte die Online-Zeitungen. Jede brachte etwas über die Nordstrøm-Biografie.

»Doping«, titelte die *VG* und spielte damit auf Nordstrøms ärgste Rivalin während ihrer gesamten Karriere an, Cecilie Krogsæther. Der Artikel war illustriert mit einem Foto, auf dem Krogsæther auf dem Siegerpodest des Berlin-Marathons zu sehen war. Ein Jahr, in dem Nordstrøm nicht angetreten war. Nordstrøms Behauptungen wurden in dem Artikel weiter vertieft.

Sie habe mehrmals gesehen, wie Krogsæther sich gespritzt habe, und bezog sich damit auf den tschechischen Arzt ihrer Kontrahentin, der selbst angedeutet hatte, Krogsæther hätte mehr als nur Blut in ihren Adern.

Die Zeitung *Dagbladet* hatte einen ähnlichen Aufmacher, hatte überdies aber Kontakt mit dem Anwalt von Krogsæther aufgenommen, der die Behauptungen als absurd abtat und Konsequenzen androhte.

Emma klaute ein bisschen von beiden Artikeln, schrieb die Formulierungen um und redigierte sich selbst. Sie bediente sich selten bei anderen, wusste aber, dass Anita Grønvold auf einen Text von ihr wartete.

Ehe sie wenige Minuten später auf *Veröffentlichen* klickte, versprach sie den Lesern, dass es im Laufe des Tages noch einige aufsehenerregende Neuigkeiten zu Nordstrøms Autobiografie geben werde. Dann notierte sie

sich rasch ihre wichtigsten Behauptungen über den sexuellen Missbrauch und ermahnte sich selbst, sich noch im Laufe des Tages im Leichtathletikmilieu umzuhören, wer dafür infrage kommen könnte, da der Name des Trainers nicht genannt wurde. Der angebliche Übergriff hatte stattgefunden, als Nordstrøm fünfzehn Jahre alt war.

Als Letztes ging Emma auf die Homepage des Verlags, auf dem gleich zuoberst eine Videopräsentation lockte. Nach einer Reihe rasch zusammengefügtter Bilder aus Nordstrøms Karriere, unterlegt mit Vangelis' *Chariots of Fire*, meldete sich eine theatralisch klingende Männerstimme zu Wort.

» Im Alter von vier Jahren wurde Sonja Nordstrøm von ihrem Vater, der ihr Talent bereits erkannt hatte, gefragt, ob sie die Beste der Welt werden wolle. Sonja antwortete mit Ja. »Dann musst du auf mich hören«, fuhr ihr Vater fort. »Ja«, antwortete Sonja. Vierzehn Jahre später gewann Sonja Nordstrøm ihre erste WM-Medaille. Zwölf Jahre gehörte sie zur Weltspitze, aber der Erfolg fiel ihr nicht in den Schoß. In ihrer schonungslos offenen Autobiografie erzählt sie von Siegen und Niederlagen, von Freunden und Feinden und von den Problemen mit allen, die ihr näherkommen wollten.«

Weitere Clips folgten, Nordstrøm auf dem Siegerpodest, jubelnd, winkend, aber immer mit kontrollierten Gesichtszügen, als erlaubte sie sich selbst keine echten Gefühle.

Keine der Online-Zeitungen hatte bis jetzt etwas über Nordstrøms Verschwinden gebracht.

Emma warf einen Blick in Richtung Haus, dann öffnete sie das Publikationsprogramm erneut und begann mit dem Entwurf eines neuen Artikels. Die Überschrift lautete: *Vermisst.*

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)